

Ludwig Hasler

KULTUR MACHT STAAT – UND SCHULE

Macht Kultur Staat? Früher einmal, sicher. Und wie. Im Feudalstaat war Kultur die Chefdekorateurin der Herrschaft. Logisch. Ein Staat, der sich weder durch Leistung ausweist noch durch demokratische Verfahren rechtfertigt, muss beeindrucken – am besten durch Verzauberung der Sinne, also durch den Glanz der Künste. Feudale Kulturpflege an Höfen (und Kirchen) war (immer auch) raffiniertes Marketing, PR: himmlische Musik, überwältigende Architektur, bezaubernde Malerei, sensationelle Gartenanlagen – all dies hob den Staat in eine höhere Aura. So dass die Untertanen hin und weg waren und gar nichts anderes denken konnten als: Gott, das ist so majestätisch, so unirdisch schön, das kann unmöglich von dieser Welt sein, das muss von oben kommen. Und schon war die Herrschaft legitimiert, „im Namen Gottes“. Das Volk lag platt, mit offenem Mund, und vergass, was es gegen die Autokraten immer schon hatte sagen wollen. Seine ordinären Worte hätten sowieso keinen Zug gehabt gegen die elegante Sprache der Hofliteraten.

Das war die Zeit, als Kultur direkt Staat machte. Sie gab ihm die höhere Weihe, machte ihn präsentabel, repräsentabel. Kultur als ästhetische Inszenierung der Macht. Folgt daraus: Je mehr der Staat mit Kultur im Sinne hat, umso suspekter ist er?

Dem Staat Appenzell kann man das nicht vorwerfen. Ein Blick auf die Homepage von Kanton und www.appenzellerland beruhigt: keine Spur von ästhetischer Politur. Natur statt Kultur: Landschaften, Kühe, Bauern, Brauchtum. Das Motto darüber: „Als wäre die Zeit stehen geblieben“.

Das muss man sich leisten können. Überall sonst das Modernisierungsgerenne – und hier steht die Zeit still. Glückwunsch. Aber reicht das zum Überleben? Natur plus Herkunftskultur? Das neue Zentrum für appenzellische Volksmusik ist zweifellos eine famose Sache; sogar ich schmelze, wenn ich Appenzeller Musik höre, ich werde dabei wieder so richtig Mensch – allerdings ein Mensch der zeitlosen Währung, gar kein Gegenwartsmensch, ich falle eher aus der Gegenwart hinaus, in einen archaischen Zustand, in eine zeitlose Zeit, als die Welt noch in Ordnung war. Zur unordentlichen Realität muss ich danach mühsam zurück finden. Dazu brauche ich eine ganz andere Kultur: zeitgenössische Künste, gegenwartsaufwühlerische, zukunftserschmeckende.

Um solche Fragen dreht sich mein Referat. Drei Thesen will ich Ihnen schmackhaft machen: 1. Erden. Volkskultur – oder: Ohne Wurzelstock verkümmern nicht nur die Pflanzen. 2. Abheben. Zeitkultur – oder: Ohne Antennen zum Zeitgeist verrottet der Wurzelstock. 3. Wecken. Schulkultur – oder: Ohne frühe Ergriffenheit dümpelt der Mensch prosaisch vor sich hin.

I. ERDEN. VOLKSKULTUR – ODER: OHNE WURZELSTOCK VERKÜMMERN NICHT NUR PFLANZEN.

Ich bin kein Appenzeller. Immerhin zog ich das zweitbeste Los, bin im luzernischen Beromünster aufgewachsen: in einem sagenhaft sinnlich-barocken Katholizismus. Das Leben, ein Theater; Rituale am Laufmeter, Musik, Prozessionen, Glocken, Passionen, Hosianna – und ich, der Knirps, mittendrin, Weihrauchfass schwingend, Geige spielend, Benedictus-Solo singend. Dazu die Architektur, der Stiftsbezirk, der Flecken – so meisterlich angeordnet, im Detail so anmutig gefertigt, dass man von selbst ein halbwegs zivilisierter Mensch wurde. Das Leben war gefügt – von der Taufe über den Weissen Sonntag, die

Fastnacht bis zum Begräbnis, alles hatte seinen fraglosen Sinn, seine Festlichkeit, seine Ausgelassenheit, seine Trauer, stets mit einer Dimension nach oben, für Sinnkrisen war gar keine Zeit, am Muttertag gab die Dorfmusik ihr Ständchen, an der Kilbi führten wir das schönste Mädchen in die „Autobahn“, im Winter lud jeder Verein zum Theaterabend, in den Beizen wurde masslos getrunken, im Stiftstheater hielt Kurt Pahlen seine Vorträge über Musik...

Denken Sie nicht, ich wolle zum Katholizismus bekehren. Ich will mit meiner Erinnerungsgeschichte nur sagen: Es gab eine Zeit, wo die Herkunfts- oder Volkskultur das Leben trug, den Einzelnen auffing. Diese Kultur war kein feierabendliches Zusatzvergnügen, sondern institutionelle Alltagsgestaltung. Volkskultur als Agentur für ritualisierte Lebensbewältigung: die Kilbi als Kennenlern-Börse, die Fronleichnamsprozession auch als Brautschau, kirchliche Trauung als Ehekitz, das Begräbniszereemoniell als Versöhnung mit der Vergänglichkeit... So wirksam habe ich Volkskultur noch erlebt: Indem sie den Wechselfällen des Lebens eine Form gab, die das Schicksal des Einzelnen überdauerte, gab sie dem Individuum auch einen Halt und stiftete Gemeinschaft.

So. Und jetzt behaupte ich: Damit ist Schluss. In Beromünster sicher. Und bei Ihnen wohl auch. Die Bräuche leben weiter, die einen vitaler, andere weniger: Silvesterchlausen, Alpfahrt, Urnäser Bloch, Buebebloch, Gidio Hosestoss, Alpstobete, Viehschau... Wunderbare Bräuche, müssen unbedingt gepflegt werden. Verliert der Mensch den Kontakt zu seinen Wurzeln, serbelt er, wird eine Art Hors-sol-Existenz, labil, oberflächlich langweilig. Aber er lebt nicht mehr im Wurzelreich seiner Herkunft. Die Bräuche sind mehr Intermezzo als Biotop, nicht mehr das, was die Gesellschaft zusammenhält, die Einzelnen stabilisiert, tröstet, in Schwung hält. Dazu taugt noch der Fussballclub besser. Ich bin aus familiären Gründen Gönner des FC Herisau und muss sagen: Wer sonst leistet mehr zur kulturellen Integration als so ein FC? Ich muss nur die

Junioren-Mannschaften überfliegen, lauter Namen, die mit –cic enden. Das halte ich für eine volkskulturelle Leistung. Man muss nicht immer nur drittklassige Literatur fördern.

Warum tragen die Bräuche nicht mehr durchs Leben, obwohl sie so ans Herz gehen können wie das Silvesterchlausen? Ich will gar nicht vom touristischen Drumherum reden, nein, nein, es ist einfach eine andere Welt, ein kurzes Aufleuchten einer versunkenen Zeit. Es ist gossartig, wie die Chläuse zäuerlen, so archaisch, als müssten die Töne das Weltengebäude halten, es gegen alle Verwirrung wieder gradheben. Höre ich da zu, zerrinnt der ganze moderne Firlefanz in mir, ich reduziere mich aufs Elementare, werde sozusagen kosmisch, höre auf, mich läppisch nur um mein kleines Ich-Glück zu kümmern. Das ist allerhand. Aber der Kosmos unseres Alltags ist weit weg von diesem Heidentum, dieser Naturmythologie; das Menschenhirn tickt modern, das heisst egoistisch, kleinlich. Zäuerlen als Therapie des modernen Spiesser-Ich? Wäre eine Freude. Ich weiss bloss nicht, ob das funktioniert. Die meisten geniessen es halt als Abwechslung, als feierabendliche Herzenserwärmung. Nichts dagegen, aber springt der „Geist“ noch über in die Seelen der Zuhörer?

Die sind längst anderswo. Auf Sinnsuche gehen sie in Psychotherapie. Sogar die Natur wandelt sich. Schön anzuschauen ist das Appenzellerland noch immer, auch für Gleitschirmflieger. Die Magerwiesen aber, wo sind sie geblieben? Verlieren Bräuche ihren Boden, werden sie rasch zum Event unter anderen Events, Stoff für Erlebniskonsum. Wie in Kirchen. Ich war unlängst an einer Konfirmation in Herisau – und wusste nicht recht, bin ich da bei Music Star oder wo? Ein kunterbuntes Jekami, das mit Religion oder Christentum kaum noch zu tun hatte, mit eigenwüchsiger AR-Kultur rein gar nichts. Vorne im Chor klimperte ein Klavier, die Orgel musste schweigen, die traditionelle Kirchenmusik auch, die Konfirmanden gospelten irgendetwas, das sie nicht

konnten. Der Charme solcher Feiern war einst: ergriffen zu werden von etwas, das grösser ist als ich. Hier blieb die traditionelle Hülle, der Inhalt schrumpfte auf zeitgemäss munter langweiligen Mainstream.

Die Hülle und der Geist. Da steckt die Crux jeder Herkunftskultur. Die Hülle lässt sich organisieren. Ich bin (familiär bedingt) Mitglied Ihres Heimatschutzes. Aus Überzeugung. Das Haus, das Dorf, die Siedlung intakt halten, das kann man gar nicht überschätzen. Appenzeller Eigenart ist kein Sonder-Gen, sie braucht den Aussenhalt. Menschen entwickeln sich durch Anpassung an Aussenreize. Also Aussenreize gestalten. Wird die Landschaft lieblos planiert, werden auch die Menschen flach. Wird das Dorfbild jedoch in seiner herkömmlichen Formenvielfalt gepflegt, werden auch seine Bewohner eher pfleglich, sorgfältig, mit Sinn für Form, Geschichte, Herkunft.

Also originale Schindeln, richtige Ziegel etc. Nur: Man kann im originärsten Schindelhaus sitzen – und doch nichts anderes als diesen unsäglichen Eurovision Song Contest sehen. Das reale moderne Leben dringt durch die schönsten Schindelwände. Man kann im malerischsten Gasthaus sitzen, reden wie vor hundert Jahren – und doch alle fünf Minuten zum Handy greifen.

Das ändert nichts an der schönen Pflicht, Traditionskultur zu bewahren. Wir sollten uns dabei nur nichts vormachen: Die alten Empfindungen und Einstellungen wecken wir damit nur bei wenigen. Die meisten gucken, wenn überhaupt, hin und denken: Ah, schau an, so war das mal.

Die Welt ist längst anderswo. Der Mensch auch. Seine archaischen Saiten zwischendurch zum Klingen bringen: das ist das Programm der Traditionskultur. Was der moderne Kulturbetrieb vernachlässigt – das ewig Menschliche in seiner Freud, seinem Leid – , das muss Herkunftskultur pflegen, diesseits aller Moden

und Konjunkturen. Am besten gelingt das, wenn wir in unserer
Gegenwartsverfassung abgeholt werden, so, wie Noldi Alder es zum Verlieben
macht. Oder Paul Giger. Oder Sibylle Neff, die störrische Bauernmalerin.
Blutauffrischung, Tradition im Zwiegespräch mit Gegenwartsgeist. Bleibt
Grossmeistern der Traditionskultur vorbehalten, schon bei mittleren Talenten
hab ich lieber die „reine“ Tradition.

Soviel zum Erden. Sie könnten es dabei belassen – falls Sie sich entschlossen,
einzig von Ihrer Tradition zu leben: Appenzeller Kultur als Exportschlager und
als Attraktion für Touristen. Ein Aborigines-Reservat. Zu spät. Dazu müsste die
Hotellerie top sein. Offenbar wollen Sie es auch nicht. Wie sonst rüsteten Sie
Ausserrhoden gerade zum „Steuerparadies für Firmen“ um? Also wollen Sie ein
topmoderner Standort sein, im freien Wettlauf der attraktiven Standorte
mitrennen. Ein kräftiger Wurzelstock ist dabei ein Vorteil. Nicht hinreichend. Es
braucht gleichzeitig hohe Baumkronen, mit Antennen, die – über alle Hügel
hinweg – in lebhaftem Austausch stehen zu anderen Nervenzentren der Zeit. Nur
so kommen wir in der Gegenwart an – noch besser: in der Zukunft.

Darum folgt jetzt der zweite Teil:

II. ABHEBEN. ZEITKULTUR – ODER: OHNE ANTENNEN ZUM ZEITGEIST VERROTTET DER WURZELSTOCK

Abheben. Am einfachsten mit Roman Signer. Sprungschanze bei Zakopane. Der
Piaggio nimmt Anlauf, hebt ab ins Bodenlose, Ungewisse... Wie landet er? Wer
weiss. Aber wenn dieses Lieferwägelchen in die Luft geht: Warum dann nicht
wir? Wer in flexiblen Zeiten die Schwerkraft nicht hin und wieder überwindet,
wird leicht abgehängt. Da können wir das Herkömmliche noch so liebevoll
pflegen. Wie die Schreibmaschine-Produzenten Hermes, Olivetti. die fertigten

noch jahrelang die hübschesten Schreibgeräte, nur sassen alle schon am PC, einzig IBM schaffte den Anschluss ans Computerzeitalter. So geht das, mit Firmen, mit Personen, manchmal mit ganzen Regionen. Da schützt keine Seriosität, keine Solidität – wer zu spät kommt, den bestraft das Leben. Vermeiden kann das nur, wer einen Riecher für Zukunft hat. Dazu braucht er eine bestimmte Haltung: eine Lockerheit zur Vergangenheit, einen Humor zur Gegenwart. Die Kunst des Schwebens.

Ich seh mir Roman Signers Bildfolge an – und lache: Der Piaggio hebt ab. Und ich? Bin ich festgewachsen? Unlustig zu springen? Verknöchert im Gewohnten? Doch nicht ich. Das Bild im Kopf, Piaggio im Herzen – gleich wird mein Gang beschwingt, tanzlustig, meine Sinne vergnügt. Ich bin dran, ich springe.

Abheben ins Ungewohnte. Muss nicht Signer sein. Versuchen Sie es mit Kerim Seiler, „Pneuma, somnambul“, die Lichtinstallation oben im Fünfeckpalast. Schlafwandlerisch, träumerisch, im Geist hellwach. Wie luzid das Leben sein könnte, wie beziehungsreich. Gleich schalten die Synapsen im Hirn. Überhaupt das ganze Aufgebot „För Hitz ond Brand“, die AR-Kulturstiftung regt sich, 30 Künstlerinnen in elf Museen, Motto „Intervention“. Invention wäre auch nicht schlecht: Erfindung. Kunst bringt uns in Findungslaune, durchlüftet unseren alltäglichen Opportunismus, belebt den Möglichkeitssinn.

Ist nur Kunst. Zwecklos. Doch die vermeintlich nutzlosen Künste könnten – gerade in unseren unsteten Zeiten – zum Allernützlichsten werden. Wir alle sollen (beruflich) und wollen (privat) so richtig kreativ sein, innovativ, also aufs Neue aus. Und wie stellen wir das an? Das Neue ist das Unbekannte, wir kennen es nicht, können es nicht lernen, nicht planen. Aber vielleicht üben? Im Reich der Künste, diesem Biotop des symbolischen Schöpfertums. Kunst ist Kreation, Schöpferwille. Und wenn ich da, ernsthaft vergnügt, eintauche, werde ich zum

Liebhaber des Unkalkulierbaren, zum Erotiker des Unvorhersehbaren. Ich erwarte von Kunst keine Dienstleistung, eher eine Lebensleistung. Die Leistung nämlich, meiner Existenz neue Spielformen zu entdecken – reichere, nuanciertere, raffiniertere. Die Leistung, Routinen in die Möglichkeitsform aufzuweichen – unbekümmert darum, ob dabei die schönsten oder die schlimmsten Möglichkeiten auftauchen. Die Welt als Möglichkeit – das ist Spiel und höchster Ernst. Es ist der Geburtsort jeder menschlichen Autonomie, der Zentralnerv jeder inneren Freiheit – und das Geheimnis jeder vitalen Gesellschaft. Nur der geübte Sinn für Möglichkeitsformen schützt vor dem Todfeind aller Lebendigkeit: vor dem Spiessertum mit seinen kompostierten Blickrichtungen.

Klingt das zu schöngeistig? Dann komme ich auf den Boden und variiere es ökonomisch. Was braucht es, in turbulenten, rasch wechselnden Zeiten zu bestehen? Oswald Grübel sagte es, als Boss der Credit Suisse, so: „Es genügt nicht mehr, mit der Zeit zu gehen, man muss ihr voraus sein.“ Logisch. Clever wirtschaften heisst: den Markt von morgen antizipieren, die künftigen Bedürfnisse und Wünsche der Leute „visualisieren“. Hightech-Firmen wie die Heidener Varioprint (Swiss Technology Award!) gäbe es gar nicht, wären sie der Gegenwart nicht stets eine Nasenlänge voraus. Auch Hotels, auch Spitäler, sogar Schulen, ja sogar Regierungen leben und überleben am leichtesten, wenn sie eine Witterung für Zukunft haben, eine Nase für das, was noch gar nicht wirklich ist, sondern erst in der Luft liegt.

Wo schärfen wir unsere Nase fürs Futur? Im Vibrationszentrum der Künste. Ich kenne einen Unternehmer, der schickt seine Kader monatlich ins Kino. Hier sollen sie sich vertraut machen mit Tendenzen der Gegenwart, mit Trends, mit Mentalitäten, auf die sich die Firma einzustellen hat. Noch besser wäre der Betrieb der Gegenwartskunst. Da sind heute die wirklich Verrückten unterwegs.

Da gilt manchmal: Alles, was Quark ist, ist auch Kunst. Eben darum muss da hin, wer spüren, vielleicht gar begreifen will, was die sogenannte Gegenwart ist. Und sei es nur, um die Typen zu beobachten, die da verkehren. Die sind manchmal wirklich von morgen, registrieren hellwach die akuten Unschärfen und Unruhen, die Lücken festgefahrener Blickweisen. Nicht dass der Hotelier oder der Hightech-Unternehmer von Künstlern direkt lernen kann, das Unternehmen sicher in die Zukunft steuern. Die Haltung dazu aber könnten sie da durchaus gewinnen. Siehe Roman Signer, Piaggio. Das heitere Vertrauen ins Ungewisse, das mit dem Vertrauen so ungewiss gar nicht mehr ist. Die Flugbereitschaft, die Lust am Abheben, am freien Fall. Stellen Sie sich vor: Das Appenzellerland, ein Übermorgenland, ein Territorium für Zukunftsnupperer. Es wäre unwiderstehlich – wirtschaftlich, gesellschaftlich, kulturell.

Sie könnten es sich leisten. So wurzelstockgefestigt, wie Sie sind. Ohne solide Erdung wird das schwebende Anbändeln mit Zukunft riskant. Für Sie kein Problem. Wo also liegt das Problem? Keine adäquate Kulturpolitik? Dann macht man halt eine. Wäre besser noch als Steuererleichterungspolitik. Ins Steuerparadies locken Sie Firmen, die sparen wollen. Mit einer generösen Kulturpolitik jedoch bringen Sie die Köpfe in Kreativlaune. Und kreative Köpfe ziehen andere kreative Köpfe an. Das wäre zukunftsorientierte Standortpolitik.

Sie merken die Absicht und sind hoffentlich nicht verstimmt. Ich behaupte: Eine grosszügige, eine geschickte Kulturpolitik ist gleichzeitig die raffinierteste, die nachhaltigste Wirtschaftsförderung. Ich sage, eine „geschickte“ Kulturpolitik. Die überzieht das Land nicht wahllos mit Kultur. Es reicht nicht, jede Menge Kunst in Umlauf zu bringen. Nicht nur, weil es unter dieser Kunst immer mehr ästhetische Knallbonbons gibt. Kultur von oben funktioniert nie. Das rechnet sich bestenfalls für ein paar Künstler, der Möglichkeitssinn der Leute geht leer aus. An trendigen Vernissagen verkehren heisst nicht zwingend, die Sinne

beleben. Kunst dient famos als Statussymbol, Image-Garant; die Vernissage als Networking. Kann man unter „Umweg-Rentabilität“ abbuchen. Ist aber nicht meine Vista. Mir geht es – gegen die Instrumentalisierung der Künste – um eine direkte Rentabilität in den Köpfen, den Sinnen.

Wer daran interessiert ist, muss auch sagen: Bei Erwachsenen, die nie auf den Geschmack an Blickwechseln, an Hellhörigkeit gebracht wurden, kommt jede Kulturpolitik zu spät. Also früher ansetzen. Die Heranwachsenden für Kultur öffnen, solange ihr Gehör noch fein, ihr Auge neugierig ist. – Darum jetzt mein letzter Teil:

III. WECKEN. SCHULKULTUR – ODER: OHNE FRÜHE ERGRIFFENHEIT DÜMPELT DER MENSCH PROSAISCH VOR SICH HIN

Sie alle kennen das: Die Götter der Jugend bleiben Götter, auch wenn längst an andern Altären geopfert wird. Um aus meiner Erfahrungswelt zu plaudern: Hermann Broch bleibt unvergleichlich, der junge Thomas Bernhard bleibt das Sprachwunder, selbst wenn inzwischen Legionen anderer Autoren an seine Stelle getreten sind. Man erinnert sich der Tage und Wochen, da man ihren Büchern zum ersten Mal begegnete, man sieht den Frühling noch vor sich, spürt den Geschmack des frischen Grüns, das einen umgab, als man den „Keller“ zum erstenmal fast atemlos las, und die Begegnung wurde durch nichts Späteres verdrängt, auch wenn man an John Irvings Romanen nicht vorüber ging.

Will sagen: Nie sind wir so offen, so empfänglich, so ergreifbar wie in frühen Jahren. Und wehe, es ergreift uns nichts, ausser vielleicht der letzte Schrei der Jeansmode, kein Buch, kein Bild, keine Musik, kein Theater: Wir dümpelten auf menschlicher Schwundstufe durchs Leben. Die grosszügigste Kulturpolitik könnte daran wenig ändern.

Also: Früh einsetzen, Kultur in die Schule, die jungen Seelen wecken. Weil in Ihrem Kanton gerade die Initiative „Musikunterricht für alle“ unterwegs ist, will ich mich auf die Musik konzentrieren.

Es ist heute Mode geworden, mit der Hirnforschung zu argumentieren. Ist vielleicht gar nicht schlecht. Sie bringt zwar wenig, was sensible Menschen nicht ohnehin wissen. Doch für renitente Politikanten ist sie ein patentiertes Mittel, super wissenschaftlich, alles experimentell, also hieb- und stichfest erhärtet. Darum nutze auch ich sie, wenn ich jetzt drei sagenhaft wohltätige Effekte der Musik skizziere:

1. Musik macht schlau. Sie bringt, wie nichts sonst, das Hirn auf Touren, lässt es heiss laufen. Musik aktiviert sämtliche Hirnregionen vom Stammhirn über den jungen Frontallappen bis zu den limbischen Systemen. Das heisst: Sie lässt die unterschiedlichsten Fähigkeiten zusammen arbeiten: analytische, emotionale, synthetische, vegetative. Musiker haben mehr im Hirn, das lässt sich messen – ob sie damit etwas Gescheites anfangen, ist eine andere Frage. Jedenfalls ist bei Musikern das Corpus Callosum auffällig dicker, dieser kleine Steg zwischen Hemisphären, was nur bedeuten kann: Es ist mehr Betrieb zwischen Denken und Empfinden und Rechnen und Fantasieren.

2. Musik macht gesellig. Das weiss, wer einmal im Ensemble musizierte; da hört man zwanglos auf die andern, fügt sich ein, spielt gross auf fürs harmonisch Gemeinsame – und wird automatisch zum Teamwunder, nicht brav, Gott sei Dank, doch hellhörig, leistungslustig, gemeinschaftsfreudig. Ist alles x-fach belegt, lesen Sie nur mal die Bastian-Studie. Die zeigt am Experiment mit Berliner Schulen: Schüler mit intensiver Musikausbildung sind sozial ungleich kompetenter, in der Gruppe anerkannter, hilfsbereiter, mitziehender, so richtig

wohltuende Leitfiguren. So dass ich nie kapiere, warum wir lieber Unsummen ausgeben, um Sozialinvalide hernach zu therapieren (mit höchst vagem Erfolg), statt zuvor ein bisschen Geld in den frühen Musikunterricht zu investieren.

3. Die dritte Macht der Musik ist vielleicht die wichtigste. Musik weckt in Kindern eine eigene Gefühlswelt, eine höchstpersönliche Empfindungsbiografie. Musik bringt ins Schwingen, was mit Worten kaum zu sagen ist: eine Ahnung von Lust und Leid, einen Vorgeschmack vom Reichtum der Emotionen, eine Freude an der Intensität der Empfindungen. So wird ein Mensch Mensch. Beim Entdecken der eigenen Lebensmelodie. Es nützt nichts, Hirnbestien heranzuzüchten. Die Jungen müssen vor allem ein Selbst werden, sich gehören, sich möglichst früh als Autoren ihrer eigenen Lebensgeschichte empfinden. Nur so kommen sie auf den Geschmack, in der Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Meinetwegen gegen die Gesellschaft. Hauptsache, sie sehen sich als Subjekt, mit ihrer Vista vom Leben, mündig, verantwortlich, inspiriert, frech. Wer aber inspiriert sie? Am besten Musik.

Sind dies nur meine Fantasien? Es sind Erfahrungen. Sogar wissenschaftlich x-fach erhärtete. Trotzdem fristet Musik an Schulen weiterhin ein Aschenbrödeldasein. Zum Schaden der kollektiven Fitness.

Zum Schluss zurück zur Titelfrage: Macht Kultur Staat? Klar ist hoffentlich: Kultur macht Leute: regelrechte Personen, geerdet, absprunglustig, früh geweckt. Und da die Leute hier den Staat machen, macht Kultur auch Staat.

Insgeheim aber geht es mehr um die Umkehrfrage: Soll der Staat auch Kultur machen? Machen sicher nicht. Was käme dabei heraus? Doch für Kultur interessieren muss er sich, engagiert, auch finanziell. Der moderne Staat redet den Bürgern nicht mehr in Weltanschauungsdinge hinein. Er ist, im Kern, für

Sicherheit zuständig. Darwinistisch gesprochen ist der Staat, der Kanton zuständig für die Überlebensfitness der Appenzeller Sippe. Er schützt die Bürger voreinander (als Justiz- & Polizeistaat). Er garantiert allen eine faire Startchance (als Schulstaat). Er fängt die vom Schicksal Fallengelassenen auf (als Sozialstaat). Er organisiert den Lastenausgleich (als Steuerstaat).

Und nun behaupte ich: All dies schaffte er sehr viel leichter, sogar kostengünstiger, verstünde er sich auch als Kulturstaat. Denn: Kultivierte Bürger morden seltener (nicht weil sie bessere Menschen sind, sondern weil ihr inneres Horrorkabinett symbolisch auf die Rechnung kommt; Kultur ist Ersatzhandeln, Ersatzmorden inklusive); sie optimieren ihre Startchancen (musizierende Kinder sind gelenkiger, auch intellektuell); sie wissen sich auch in pechiösen Lagen besser zu helfen, fallen also nicht so schnell in den Sozialhilfestatus; sie finden flexibler einen Job, verdienen besser, zahlen mehr Steuern.

Kurz und ökonomisch: Engagiert sich der Staat kulturpolitisch, muss er das Kulturbudget aufstocken, spart er jede Menge Reparaturkosten. Dabei muss er sich keineswegs als Mäzen vorkommen; das wäre ein Rückfall in die Feudalzeit. Er braucht sich nicht einzubilden, die Künste zu fördern. Er braucht von Kultur gar nichts zu verstehen; sonst puscht er am Ende noch mit Steuergeldern seinen Geschmack. Es ist viel einfacher: Dem kulturell engagierten Staat geht es gar nicht um Kultur. Er fördert – via Kultur – das, wofür er zuständig ist: das Gemeinwohl, die Fitness der Sippe.

Kultur Landsgemeinde.doc

lhasler@duebinet.ch